

## 8. Sonntag nach Trinitatis (2.8.2020) über Joh. 9, 1-7

Predigttext:

Und Jesus ging vorüber und sah einen Menschen, der blind geboren war.

Und seine Jünger fragten ihn und sprachen: Rabbi, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren ist?

Jesus antwortete: Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern es sollen die Werke Gottes offenbar werden an ihm.

Wir müssen die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt.

Als er das gesagt hatte, spuckte er auf die Erde, machte daraus einen Brei und strich den Brei auf die Augen des Blinden

und sprach zu ihm: Geh zu dem Teich Siloah – das heißt übersetzt: gesandt – und wasche dich! Da ging er hin und wusch sich und kam sehend wieder.

Liebe Gemeinde,

die Geschichte von der Heilung des Blindgeborenen ist so lebendig und anschaulich erzählt, dass der eigentlich entscheidende Satz gar nicht richtig auffällt. Erst wenn man die Geschichte weiterliest, und sie ist noch etwa viermal so lang, dann wird man geradezu darauf gestoßen. „Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt“, sagt Jesus.

Das erinnert Sie vielleicht an die Bergpredigt, wo es auch um das Licht der Welt geht. Allerdings mit einem entscheidenden Unterschied: Dort heißt es, dass die Christen das Licht der Welt seien.

Hier aber sagt Jesus von sich: „Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt.“ „Solange ich in der Welt bin“, - bis Karfreitag oder längstens bis Himmelfahrt also. Solange ist Jesus Christus das Licht der Welt. Danach haben wir diese Aufgabe übertragen bekommen.

Ganz schön anspruchsvoll, nicht wahr, so in die direkte Nachfolge Jesu gestellt zu werden!

Umso wichtiger ist es, miteinander zu buchstabieren, was das eigentlich heißt, Licht der Welt zu sein. Das ist zunächst etwas sehr Konkretes. Jesus heilt einen Blindgeborenen. Es lohnt sich, diese Geschichte etwas genauer anzusehen.

„Und Jesus ging vorüber und sah einen Menschen, der blind geboren war.“ So fängt sie an. Vielleicht saß der Blinde am Eingang des Tempels und bettelte. Das war üblich damals. Heute sitzen die Blinden und Bettler an den Eingängen von Kaufhäusern, U-Bahnhöfen und auch an den Türen von Kirchen mit viel Publikumsverkehr. Die meisten von uns haben schon die Erfahrung gemacht, wie es ist, an so jemandem vorbei zu gehen. Wem gibt man etwas, wem nicht? Allen schließlich kann man ja doch nichts geben. Oder gibt man lieber gar nichts? Die Leute können sich doch das Nötigste vom Sozialamt holen. Was sie erbetteln, geben sie ja doch bloß für Alkohol aus und das soll man nicht unterstützen. Gibt man lieber denen was, die in den U-Bahnen musizieren? Oder denen, die eine Obdachlosenzeitung verkaufen?

Wahrscheinlich kennen Sie diese Überlegungen, diese Unsicherheit. Gibt man nichts, hat man ein schlechtes Gewissen. Gibt man etwas, fühlt man sich auch nicht viel besser. Am besten gar nicht hinschauen! Schnell weiter!

Jesus ist zwar im Begriff vorbeizugehen, aber er sieht den Blinden. Vielleicht ist das schon das Erste und Wichtigste: Da ist einer, der für die anderen zuerst ein *Problem* ist. Jesus aber sieht einen *Menschen*.

Licht der Welt zu sein hat also mit einem veränderten Sehen zu tun; damit, in denen, die uns begegnen, die Menschen zusehen. Auch wenn uns jemand zu schaffen macht, sei es der Nachbar, über den ich mich ständig ärgern muss, der Kollege, der einfach unausstehlich ist und mir das Leben schwer macht, mein Kind, das meinen Erwartungen nicht entspricht, der Fremde, der mir gerade in mein Auto hinein gefahren ist ...

Neu zu sehen heißt: Nicht ein Problem wahrzunehmen, sondern einen Menschen zu sehen.

Aber das ist noch nicht alles.

Ein kleiner Dialog schließt sich an. Die Jünger formulieren, inwiefern dieser Mensch ein Problem für sie ist, ein theologisches Problem zunächst: „Wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren ist“, fragen sie.

In der Zeit Jesu, in seinem Land, in seiner Welt war es klar: Krankheiten sind Strafen Gottes, Blindheit ist eine besonders schlimme Strafe Gottes.

So fern ist uns dieses Denken gar nicht. „Er ist mit Blindheit geschlagen“, sagen wir manchmal, im übertragenen Sinne natürlich. Aber hier klingt es durch: geschlagen.

Es gibt Prediger, die halten die Corona-Epidemie für eine Strafe Gottes. Und in Bezug auf uns selbst sind wir geneigt zu fragen, wenn wir schwer krank werden: Womit habe ich das verdient?

Jesus lehnt dieses Denken rundheraus ab. Weder er noch seine Eltern haben gesündigt, sagt Jesus, sondern es sollen die Werke Gottes offenbar werden an ihm.

Selbst wenn ein Mensch für seine Not selbst verantwortlich – oder wenigstens mit verantwortlich – sein sollte, Jesus legt ihn darauf nicht fest. Nicht um die Vergangenheit geht es, sondern darum, was dieser Mensch jetzt braucht, um ihm eine neue Zukunft zu eröffnen.

Wenn Jesus einen Menschen mit Lungenkrebs sehen würde, würde er ihn nicht danach fragen, ob er geraucht hat, einen Obdachlosen nicht, ob er wegen Alkoholmissbrauchs seine Arbeit und schließlich die Wohnung verloren hat. Jesus würde auch keine Menschen im Mittelmeer ertrinken lassen, weil sie ja freiwillig in die kleinen Boote gestiegen seien. Deshalb ist es richtig, dass die Krankenkassen auch dann zahlen, wenn jemand seine Krankheit vielleicht selbst verschuldet hat, und es ist gut, dass unsere Kirche ein Rettungsschiff für das Mittelmeer mitfinanziert.

Jesus sieht den Blindgeborenen so: Hier ist ein Mensch, mit dem Gott noch Wunderbares vorhat, dem Möglichkeiten offenstehen, die über unsere Vorstellungen weit hinausgehen.

Merken Sie, wie da plötzlich ein ganz anderer Mensch steht? Spüren Sie auch, was es bedeutet, einen Menschen mit den Augen Jesu zu sehen?

Für die meisten von uns ist ein bisschen eklig, dass nun sehr anschaulich berichtet wird, wie Jesus einen Brei aus Speichel und Sand macht und ihn auf die Augen des Blinden legt. Speichel galt als heilkräftig. Doch um sehen zu können, muss sich der Blinde sich nun selbst auf den Weg machen und sich den Sand aus den Augen waschen. Als er wiederkommt, kann er tatsächlich sehen.

Wenn wir etwas für andere Menschen tun, wenn wir uns bemühen, in der Nachfolge Jesu Licht der Welt zu sein, dann tun wir meistens keine Wunder. Wir sind nicht Jesus, auch wenn wir in seinem Auftrag handeln. Das zu wissen, entlastet mich.

Aber dennoch, die Voraussetzung, etwas zu tun, ist dieselbe: Einen Menschen, der uns begegnet, wahrnehmen als einen, mit dem Gott Wunderbares vorhat.

Und dann können wir die kleinen Dinge tun, die uns zur Verfügung stehen. Erste kleine Schritte mit jemandem wagen, der sein Leben ändern möchte. Liebevoll jemanden pflegen, der sich nicht mehr selbst helfen kann. Dem einen 50 Cent geben und dem anderen seine Obdachlosenzeitung abkaufen – aber so, dass wir ihnen ihre Würde lassen, eine Kollekte für Plan Mali geben und ein Schiff ins Mittelmeer schicken – was es auch immer ist, das Wenige, Bescheidene. Aber wir sollen es tun! Und – ab und an geschehen dann auch Wunder.

„Licht der Welt“ zu sein - wenn ich den Evangelisten Johannes hier richtig verstehe, bedeutet das, unsere Mitmenschen neu zu beleuchten. Der Glauben an Jesus Christus öffnet uns die Augen für die Wirklichkeit und die Möglichkeiten Gottes in der Welt – und für den Nächsten neben uns, mit dem Gott wahrscheinlich noch Wunderbares vorhat. Amen.